

Schnabähpfli.

Ein Schnabähpfli
An ein offes Briefel,
Und da ier's deutli d'rin,
Wier's dir is im Sinn.

Mer die wunderbare Alpenwelt
mit ihren stolzen Felsen, den äppigen
Weiden und Wiesen, feinsten Wäld-
ern, würzigen Blumen und Sträu-
chen, reizenden Gießbächen und ge-
heimnisvollen murrenden Felskassen
Quellen und herrlichen, bei jedem
Schritte wechselnden Fernsichten aus
eigener Erfahrung kennt und sich nicht
für „zu gut“ gebüht hat, sich unter
das da oben wohnende, etwas urwüch-
sige, dabei aber ferner und tüchtige
Wolfe zu mischen und seine Lebensge-
wohnheiten mitzumachen, für den ist
die obige Erklärung des Schnaba-
hüpfli von Robell genügend.

Wer jedoch die Alpenländer nur im
Eisenbahnzug durchflogen und durch
das Fernrohr angesehen hat, der weiß
ebenfalls wohl davon, wie ein Hochgebirgs-
reisepaar, und für ihn wollen wir da-
her eine Beschreibung des „Schnabäh-
pfli“ folgen lassen.

Die Schnabähpfli sind eine eigene
Art von kleinen vierfüßigen Gebüden,
die von den Bewohnern der Alpen —
im Allgemeinen, aber ganz besonders
von denen an der bayerisch-tyroler
Grenze — mit oder ohne Zither (nur
selten mit Gitarre) Begleitung ge-
sungen werden.

Diese, wie man sie nennen könnte,
Liederprogramme bestehen in der Regel
nur aus einer, zuweilen aber auch aus
mehreren Strophen. Der Gegenstand
der meisten derselben ist die Liebe, das
Sich und Finden, das Tändeln und
Umarmen, das Trösten und Ver-
söhnen der „Bum“ und ihrer „Diernbl“.
Die Verse — namentlich die improvisir-
ten, die man nur in „iminen Kreis-
ten“ hört, — zeichnen sich durch halb
zartflügeligen, halb herzuwichtigen und
dabei immer leidenschaftlich verheißenen
Inhalt aus, wie sich dies bei einem
„hochgebirglichen“, körperlich gelunden
und glücklicher Weise von der Kultur
noch nicht allzu sehr beledeten Volke
von selbst versteht.

Doch gibt es auch Schnabähpfli,
welche sich mit den ernstesten Seiten des
Lebens beschäftigen und von ebenso
vielen gesunden Menschenverstande,
als scharfer Beobachtungsgabe zeugen
und fast immer den Nagel auf den
Nagel treffen.

Die meisten „Hüpfli“ werden in
etwas tragischen Melodien mit man-
cherlei Variationen gesungen und enden
gewöhnlich mit einem kürzeren oder
längeren Zöller, der des Sängers
Stück macht.

Die Weisen des Ländlers, des aus
dem Alltäglichen flammenden und
von da über die bayerischen, etc.
Alpen vertriebenen Bauernzanges (wel-
cher nur deshalb hierher gehört, weil
danach auch einige Schnabähpfli ge-
sungen werden), sind im drei Viertel-
oder drei Viertel-Takt, in zwei bis drei
Wiederholungen von fröhlichem Cha-
rakter. Geringfügig wird der Ländler
paarweise, nach Art des Walzers, nur
in langsamerem Tempo.

Sehr oft sind zwei Sängler da, wel-
che sich vor ihrer gemeinschaftlich an-
gedeuteten Gesangsart an Witz und
Süßholzraspeln zu überbieten suchen,
oder bei größeren Gesellschaften thei-
len sich die Anwesenden in zwei Par-
teien. Der Vorsänger der Einen singt
dann die Andere mit einer oder ein-
paar improvisirten Strophen an, wor-
auf ein Mitglied der Gegenseite in
Wichtigkeit wichtiger und natürlich eben-
falls improvisirter Weise antwortet.

Bei solchen Gelegenheiten kommt es
übriens nicht selten vom Anfangen
zum Uzen; angestrichelte Strophen
werden mit noch größeren Hübe-
rschnapfen beantwortet, und ehe man
sich umsieht, ist die schönste Reiterei im
Gange. Kommt die Geschichte dann
auf das Landgericht, dann „woch fast
ner“. „Mar bod'n uns halt a
Witzl laut unterhol'n“, ist gewöhnlich
die einzige Antwort, die aus den Leu-
ten herauszubekommen ist, wenn die
im Laufe der „Unterhaltung“ ausge-
theilten Liede von nur unbedeutenden
Folgen begleitet und keiner ihrer Gift-
nadel dabei war, die leider auch auf
dem Lande zu finden sind und aus
Nachsuche oder sonstigen verächtlichen
Beweggründen die Denunzianten
machen.

Doch nun zum Beweise dessen, was
wir oben über den theils lustigen,
theils tiefen gemüthlichen Inhalt der
Schnabähpfli gesagt haben.

Das Reinste, Schönste und Poetische
wird wohl die Worte, die Goethe seiner
Töchter in den Mund legt, nachdem
sie die glückliche Hochzeit vernommen,
dass ihre Geschwister Dreß und Clet-
tra noch am Leben sind:

Goldene Sonne, leise mir
Die schönsten Strahlen; lege sie zum
Dant

Die ganze Welt, so reich wie sie ist,
und so viel Gold und Edelstein sie
birgt, genügt ihr nicht: die Sonne
bittet sie um ihre Strahlen, um ihrem
Gottte einen ihrer Freude ebenbürtigen
Dant zu sagen!

Das war Goethe! Und doch haben
wir hier ein zwar einfaches, dabei aber
hochpoetisches Schnabähpfli, das in
Bezug auf die Sprache den großen
Olympier natürlich nicht erreicht, aber
durch seinen Inhalt doch an ihm erin-
nert. Es ist die Beschreibung des
Wiedersehens zweier Liebenden:

Auch diesem „Diernbl“, ebenso wie
der Typhide, ist die Welt, ja selbst die
Sonne nicht mehr groß genug: so
ruft sie Gott selbst an, er möge Zeuge
des Glückes sein, das er den zwei Leu-
ten geschenkt hat!

An praktischer Lebensweisheit fin-
den wir folgendes, gerade jetzt zur Zeit
der zwar gut gemeinten, dabei aber oft
recht unpraktischen, theilweise sogar
total unaufrichtbaren Neujahrs-Wor-
sänge und „Versprechungen“ höchst be-
herzigenswerthes Schnabähpfli:

„Wasprich da, was d' wüsst,
Nur dasprich da nüt' g'viel;
Denn denk da, daß von all'n
Muach's is a Maß ge'n, a Ziel.“

Zahllos, wie oben bemerkt, und
theilweise von unendlich tiefem Gefühl
zeugend, theilweise herzig in ihrer Rai-
son und ihrem köstlichen Humor sind
die der Liebe gewidmeten Schnaba-
hüpfli, von denen wir hier eine kleine
Auswahl geben:

„Und's Diernbl hat Zahnerin,
Da laßt's wohl damit;
Und sie tummt oan' a beiz'n,
Dees thuat' i' aba nit.“

Der „Bua“, der dies gesungen hat,
besitzt wohl schon einige Erfahrung in
Bezug auf die „Zahnerin“:

„Was das Küssen betrifft, so schei-
nen die Bua'm da droben überhaupt
mindestens ebenso viel, wie nicht mehr
dabon zu wissen, als die jungen Leute
im Thal. Denn da kommt wieder
Einer, der seinen Schatz gleich direkt
angringt:

„Drei Büß'n hast ma ge'n,
So' bi' gar so sch' biit';
Geh, gib ma des biert' aa,
Du brauchst es ja nit.“

Tausend gegen Eins, daß er ihr
noch ein paar Duzend mehr abbetelt,
weil „sie's ja do' nit brauch't.“

Daß man auf den Bergen den Mäd-
chen auch kleine Komplimente, oder
vielmehr Wahrheiten, zu sagen ver-
steht, das beweist nachstehendes Schna-
bahüpfli:

„So ihr Diernbl hat Keugerin,
So klar wiar a See;
Aus an' n gutt an' Engertl,
Aus dem andern a Fee.“

Hier kommt jedoch Einer, an dessen
Herzen der böse Zweifel nagt; denn er
singt:

„D' Lieb is a Wägerl,
Do' was's für oan' is? —
Is's a Gimp'l ob'r a Rachtigall,
Woach i nüt' g'wüsst.“

Möge ihm die gewünschte Erleuch-
tung über seinem Zweifel bald wer-
den! Ueber die Möglichkeit irgend
einer Erleuchtung hinaus scheint der
Sänger des folgenden zu sein:

„I wer' ganz dumm, dumm, dumm
D' Lieb bringt mi' um, um, um;
Und wann i staid, staid, staid,
G'schicht's all weg'n der Lieb, Lieb,
Lieb.“

Nachstehende Strophe hat sicherlich
„a Diernbl“ zur Verfasserin:

„A Lieb, die recht stark is,
Die plöberet nit gern
Wie d' a Wasser, dö's tief is,
Nei tauschen wir's her'n.“

Das alte Sprichwort: „Anglück
im Spiel, Glück in der Liebe“ lautet
in der Schnabähpfli-Sprache:

„A Schöyl, der vallet is,
Wo, der trifft scho' was;
Der schiaut auf an' Gashood
Und moant, 's waar' a Has.“

So ein „verliebter Thor“, wie Faust,
der zum Vertheurer des Liebchens
Sonne, Mond und alle Sterne ver-
pufft, ist der reine Waisenzwilling im
Vergleiche zu dem Sängler der folgen-
den Strophe:

„Du stachst'artig's Diernbl,
I hon die so geant,
Und i kunn' weg'n dein flachshaar
Glet' a Spinnrad wear'n.“

Leinwand wird das Diernbl dabei
wohl nicht spinnen; höchstens Stroh-
mann, wenn das Glück gut ist. Ein
noch größerer und dabei frommer
Schwärmer ist jedoch der, der da singt:

„Du bist mer viel liaba,
Als d' Engell all' z'amm,
Und i mag erk' in Himmel,
Wann's d' drinna ham'm!“

A Diernbl, die sicherlich keine Gelb-
heirath macht, singt:

„Er hat wohl ta' Haus,
Und er hat aa' ta' Geld,
Aber i' ge'n do nit her,
Nit um die Welt.“

Hoffentlich ist der Bua einer solchen
Liebe auch werth!

Ein recht bescheidener junger Mann,
wie es deren übrigens noch mehrere
geben soll, ist der Sängler der folgen-
den Strophen:

„Schau, Diernbl, dö Lieb
Macht mi' frei zun an Dieb
Und i' wir aa ganz schlecht
No' z'weg'n dir — is's da recht?“

Die allsan fällt's zur Last,
Was d' am G'wiss'n ob'n hast;
Gach't i' da' taon's mehr.

D'rum sei nit so hart
Und loß bi' nüt' do bi'd'n;
I' bi' ja mit fünf- a sechs-
Hundert schon z'fried'n.“

„Die Büß'n macha Pfeden,
Rei Muaktia hat's g'sagt;
D'rum nim' i' mi' geall'i!
Derm'm Buehr'n in Acht.“

Worauf ihr Bua prompt zurück-
singt:

„Doch's Buehr'n an' schädet macht,
Dös is erdicht'i;
Denn sunst hätt'n die Diernbln
All' a schädetes G'sicht.“

Daß die leidige Hofkrage auch in
den Bergen herumspukt, das beweist
folgendes Verschen:

„Rei Schöyl is a Köchin,
Kommt her von Throl;
Zuff' loch'n ta' i' nüt,
Wba fre'n kann' i' toll.“

Ein würdiges Seitenstück zu der
phantastischeren und Liebeserklärungen:

„Eine Niesenmuschel ist die Welt,
Die als einzige Perle sich enthält.
Ist das ebenjo hochstehende Schnaba-
hüpfli!“

„Rei Schöyl is a Bild'l,
Das i' anet'n bua,
Und die Welt is zum Bild'l
Nur's Rahmerl dazu.“

Kleine Liebesreitigkeiten kommen
auf den Bergen ebenso oft vor, wie im
Thal, und haben an beiden Plätzen
gleichviel oder gleichwenig, d. h. in den
meisten Fällen Nichts zu bedeuten.
Hier ein Beispiel dabon:

„Frug' i' nur, z'weg'n was' i' trugt'
ham,
Woach toant nüt, z'weg'n i' we;
Es san halt vallet
Und da woach ma's ja ch.“

Daß die Diernbln übrigens, ob mit
Recht oder Unrecht, nicht Alles glau-
ben, was ihnen die Bua'm vorzäh-
len, dabon zeugt folgende Strophe ein-
es Diernbls:

„Und glaub' mir's, sag'n d' Bua'm
Und glaub' mir's nur g'wüsst;
Und wie mehr, daß man's glaub'n
sollt'!“

Wie mehr verlog'n's is.“

Doch steht es ihnen auch nicht an
hochherzige Resignation, wenn die
Verhältnisse eine Heirath unmöglich
machen. So zeugen wenige Worte in
der Welt von einem innigeren Gefühl
und einer garter ausgeübten Selbst-
verleugung, als die folgenden:

„B'biat bi' Gott, liaba Bua,
Hast mi' bracht um mei' Kuach,
Doch i' mei' Wüß'n bist gewest,
Sag' i' hiaz erst, weißt' g'est.“

Gemüthvoll ist auch nachstehende
Strophe:

„A Mensch, der a Herz hot,
Nüt kalt und nüt warm,
Und wie reich, als er waar,
Is er dengerst bluat'ar.“

Zum Schluß: Wer denkt nicht an
Anastasia Grün's herrliches Lied:
„Der letzte Dichter“, wenn er das
warmherzige Schnabähpfli liest:

„Und die Lieb hat a Sprach',
Die mar überall kennt,
Und wo die nimma g'reb't werd,
Da hat d' Welt an End.“

Pflichten der Mädchen.

Welches sind die Pflichten eines jun-
gen Mädchens? Sie gliedern sich in
Pflichten gegen sich selbst: Das junge
Mädchen soll angehend der Pflichten,
die es in der Familie und der Gesell-
schaft erwarten, vor allem sein Urtheil
und seinen Willen festigen, dabei aber
bescheiden in Kleidung, Haltung und
Sprache bleiben; in Familienpflichten,
die ihm im Hause eine ebenso distrete
wie wirksame Rolle zuweilen; das
junge Mädchen soll an den häuslichen
Sorgen nicht nur ohne Widerstreben,
sondern aus innerem Bedürfnis her-
aus theilnehmen, soll mütterliche
Pflichten üben, wenn es ältere Schwest-
er ist; in sociale Pflichten: Aufgabe
der Frau ist es, durch Güte, Gehuld,
beständige gute Laune der Eintracht
und Vertraglichkeit zum Siege über
den Zustand des Kampfes um's Da-
sein zu verhelfen; sie soll nicht viele
Worte machen, nicht auf Beschuldi-
gungen gegen Beschuldigungen hervor-
dringen, sondern allein durch ihre
Handlungen es empfinden lassen, was
Ueberzeugung, verständlicher Geist,
Freudensliebe und gegenseitige Achtung
vermögen; in bürgerliche Pflichten: als
Tochter, Schwester, Gattin, Mutter
von Bürgern hat die Frau zu allen
Zeiten einen mehr oder minder großen
Einfluß auf unsere Sitten ausgeübt;
sie kann heutzutage auf Grund ihrer
gründlicheren und tieferen Unterwei-
sung mehr denn je unser Thun beein-
flussen, festigen, veredeln. Mitleid und
Liebe sind ihre natürlichen Gaben, und
so ist es nur natürlich, daß sie uns
dauernd, im Frieden, wie im Kriege,
zur Achtung der Geseze und zur Va-
terlandsliebe anbahnt. Die Lehrerin der
jungen Mädchen hat unaufhörlich da-
rauf zu denken, durch Lektüre, Erzäh-
lungen und Unterreden den theore-
tischen Moraltzuzus zu beleben. —
Und wo findet sich dieser Gutsdiensts
der Mädchenmoral? Die französische
Republik hat ihn in ihr neues Unter-
richtsprogramm aufgenommen. In
den Anablenhulen war die Moral als
Lehrfach bereits seit längerer Zeit ein-
geführt. Nach dem vorstehenden Pro-
gramm wird sie nun auch in den Mäd-
chenschulen gelehrt werden.

Ein erster Fall. Miß
Zuff; „Angelina ist in argem Zoube.“
Miß Zuff: „Was ist denn mit ihr
los?“ Miß Zuff: „Sie ist mit dem
Mann mit den zwei Köpfen da draußen
im Museum verlobt, und ihr Vater hat
ihre geschworen, daß wenn sie denselben
verraucht, er sie wegen Bigamie verhaf-
ten lassen wird.“

Mollie Holbrook.
Vor Kurzem ist die hochberühmteste
Mollie Holbrook durch einen Begnadig-
ungsgesetz-Mißbrauch wieder auf die Menschheit
losgelassen worden, und man mag sich
haben in den großstädtischen Palaest-
läden vorlesen. Mollie kann mit
einer Reichthum von \$100 den Tag „verdienen“,
und obwohl sie sich nicht leicht erlö-
sen läßt, ist sie wiederholt in Cösi-

Verühmte Ladendiebinnen.
Auf keinem anderen Gebiet gemeiner
Verbrechen ist die Weiblichkeit so stark
vertreten, wie auf demjenigen des La-
dendiebstahls, und obwohl alle Kultur-
länder ihre Meister-Ladendiebinnen
aufzuweisen haben, hat unser großes
Land die „Ehre“, die größte Anzahl
derselben zu haben (wie es andererseits
auch viele der besten Geheimpolitisten
aufzuweisen hat).

Aus der langen Reihe hervorragender
Ladendiebinnen von Beruf, welche
unsere großstädtischen Verbrechen-gal-
lerien zieren, seien hier nur einige der
interessantesten namhaft gemacht.



Sophie Levy.
Da ist die schöne Sophie Levy, die
Gattin des würdigen „Ned“ Vpon's.
Selbige hat auch in Europa dieses Ge-
werbe erfolgreich betrieben. Damals
war sie Geschäftstheilerin des be-
rühmten Einbrechers Jim Brady.
In Paris pflegte sie auch in den La-
scheniebstahl hinein, wobei sie aber
verhaftet wurde; sie nannte sich zu
jener Zeit Madame de Barney und
spielte ihre Rolle als Lady der Polizei
gegenüber so vorzüglich, daß sie mit
demüthigen Entschuldigungen freige-
lassen wurde. Erst später erfuhr die
Pariser Polizei, mit was für einem
Biergale sie es zu thun gehabt hatte.
Hierzulande ist Sophie schon auf der
„Hochschule“ von Sing Sing sowie im
„Gefängniß von Michigan“ gewese-
n. Neuerdings wurde sie zusammen
mit „Bill“ Burke wegen Verabung
einer Bank in Sterling, Ky., um eine
sehr bedeutende Summe verhaftet.
Gegenwärtig ist die schöne Sophie un-
gefähr 40 Jahre alt und stellt mit
ihren lebhaft blühenden grauen Augen
und ihrem braunen Haar noch immer
viel vor.

„A Mensch, der a Herz hot,
Nüt kalt und nüt warm,
Und wie reich, als er waar,
Is er dengerst bluat'ar.“

Zum Schluß: Wer denkt nicht an
Anastasia Grün's herrliches Lied:
„Der letzte Dichter“, wenn er das
warmherzige Schnabähpfli liest:

„Und die Lieb hat a Sprach',
Die mar überall kennt,
Und wo die nimma g'reb't werd,
Da hat d' Welt an End.“

Pflichten der Mädchen.
Welches sind die Pflichten eines jun-
gen Mädchens? Sie gliedern sich in
Pflichten gegen sich selbst: Das junge
Mädchen soll angehend der Pflichten,
die es in der Familie und der Gesell-
schaft erwarten, vor allem sein Urtheil
und seinen Willen festigen, dabei aber
bescheiden in Kleidung, Haltung und
Sprache bleiben; in Familienpflichten,
die ihm im Hause eine ebenso distrete
wie wirksame Rolle zuweilen; das
junge Mädchen soll an den häuslichen
Sorgen nicht nur ohne Widerstreben,
sondern aus innerem Bedürfnis her-
aus theilnehmen, soll mütterliche
Pflichten üben, wenn es ältere Schwest-
er ist; in sociale Pflichten: Aufgabe
der Frau ist es, durch Güte, Gehuld,
beständige gute Laune der Eintracht
und Vertraglichkeit zum Siege über
den Zustand des Kampfes um's Da-
sein zu verhelfen; sie soll nicht viele
Worte machen, nicht auf Beschuldi-
gungen gegen Beschuldigungen hervor-
dringen, sondern allein durch ihre
Handlungen es empfinden lassen, was
Ueberzeugung, verständlicher Geist,
Freudensliebe und gegenseitige Achtung
vermögen; in bürgerliche Pflichten: als
Tochter, Schwester, Gattin, Mutter
von Bürgern hat die Frau zu allen
Zeiten einen mehr oder minder großen
Einfluß auf unsere Sitten ausgeübt;
sie kann heutzutage auf Grund ihrer
gründlicheren und tieferen Unterwei-
sung mehr denn je unser Thun beein-
flussen, festigen, veredeln. Mitleid und
Liebe sind ihre natürlichen Gaben, und
so ist es nur natürlich, daß sie uns
dauernd, im Frieden, wie im Kriege,
zur Achtung der Geseze und zur Va-
terlandsliebe anbahnt. Die Lehrerin der
jungen Mädchen hat unaufhörlich da-
rauf zu denken, durch Lektüre, Erzäh-
lungen und Unterreden den theore-
tischen Moraltzuzus zu beleben. —
Und wo findet sich dieser Gutsdiensts
der Mädchenmoral? Die französische
Republik hat ihn in ihr neues Unter-
richtsprogramm aufgenommen. In
den Anablenhulen war die Moral als
Lehrfach bereits seit längerer Zeit ein-
geführt. Nach dem vorstehenden Pro-
gramm wird sie nun auch in den Mäd-
chenschulen gelehrt werden.

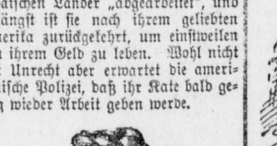


Lizzie Leonard.
Sonst kann man gerade nicht sagen,
daß unter anderen Ladendiebinnen er-
sten Ranges besondere Schönheiten
wären. Erwähnenwerth ist in dieser
Hinsicht indeß noch Lizzie Leonard,
alters „futzhaarige Lizzie“, die sich in
ihrer Berufsart „gar nicht überl“
ausnimmt.

Entschieden die geschicktesten Lad-
endiebinnen und „Pennyweighters“ (Zu-
wiegendiebinnen) unseres Landes sind
Annie Herman und Maria Burke,
welche stets ein Compagniegeschick
tragen. Sie sind schon in New York,
Woodlron und Cincinnati verurtheilt
worden. Mit ihrem Vergehen hat es
die Natur nichts weniger, als gut ge-
meint.

Eine Geschäftstheilerin der er-
wähnten Sophie war eine Zeit lang
Kate Leahy. In zarterer Zeit hat sie
auf eigene Hand so ziemlich alle eu-
ropäischen Länder „abgearbeitet“, und
unlängst ist sie nach ihrem geliebten
Amerika zurückgekehrt, um einfindlich
von ihrem Gelde zu leben. Wohl nicht
mit Unrecht aber erwartet die ameri-
kanische Polizei, daß ihre Karte bald ge-
nug wieder Arbeit geben werde.

Eine Geschäftstheilerin der er-
wähnten Sophie war eine Zeit lang
Kate Leahy. In zarterer Zeit hat sie
auf eigene Hand so ziemlich alle eu-
ropäischen Länder „abgearbeitet“, und
unlängst ist sie nach ihrem geliebten
Amerika zurückgekehrt, um einfindlich
von ihrem Gelde zu leben. Wohl nicht
mit Unrecht aber erwartet die ameri-
kanische Polizei, daß ihre Karte bald ge-
nug wieder Arbeit geben werde.



Bertha Heymann.
Meist sind unsere großstädtischen
Palastläden gegenwärtig geradezu wie
Staaten für sich organisiert, mit einer
vollkommenen männlichen und weib-
lichen Wehrkraft gegen Ladendiebin-
nen, und es werden bedeutende Sum-
men an dieses System verwendet. Um
so bemerkenswerther ist es, wie trotz
allem der Weizen der Ladendiebin-
nen noch immer blüht, und viele Ge-
schäfte alljährlich sehr große Verluste
von ihnen erleiden.

Die Unschuld vom Lande.
Vollendet: „Dieser Brief ist zu schwer,
mein Fräulein, Sie müssen noch einen
Zwei-Cent-Stamp darauf kleben.“
Fräulein: „Wird er dadurch nicht noch
schwerer werden?“

cago, Boston und New York verhaftet
worden.



Katie Burke.
Das sind, wie gesagt, einige der
„erschrecklichen“ Beispiele einer ziemlich
großen Menschenklasse, die aber noch
weit größer und mannigfaltiger
wäre, wenn man die Gelegen-
heits-Ladendiebinnen ein-
begreifen wollte. Und unter diesen
sind die der ärmeren Volksschichten an-
gehörigen noch die harmlosesten. Die
eifrigen Leser der Tagespresse und
ihrer Stabtnugigkeiten wissen, wie häu-
fig die garten Langfinger in Schätz-
waaren-, Putz- und Juwelensäden un-
serer Städte Gattinnen wohlthätiger
Geschäftsleute, Anwälte, Prediger u. s.
w. sind. — Frauen, auf die der
Anblick von Putz einen unwidersteh-
lichen Reiz auszuüben scheint, sich ihn
auch anzueignen. Ob und wieviel
man da „Kleptomane“ im Sinne
versteht, mit geheimer Unzu-
verlässigkeit verbundenen Wahnsinns
gehend machen kann, das wird
wohl noch lange eine offene Frage
bleiben. Unsere Geheimpolitisten haben
für diese ganze Theorie sehr wenig
„Brot“, zumal sie nur zu gut wissen,
wie sehr damit Mißbrauch und Schwin-
dler getrieben wird, und gewöhnlich
jede Sibyllinische noch erfolgloser Er-
scheinung daraus Vortheil zu ziehen sucht.
Auch wird nicht mit Unrecht darauf
hingewiesen, daß wahre Kleptomane
gebrüchlich als eine krankhafte Be-
wegungsform zwar unzweifelhaft
existirt, aber allem ansänger zu er-
kennen ist; denn bei ihr spielt der ge-
schäftliche Werth der betreffenden Ge-
genstände nur eine nebensäch-
liche, oft gar keine Rolle. Wo aber
letztlich nach dem allgemeinen Werth der
Gegenstände gelangt wird, da ist
„Kleptomane“ doch jedenfalls sauler
Zauber, — außer soweit bei je dem
Diebstahls-Akt die Sucht zum Steh-
ten vorhanden ist.

Annie Heymann.
Die Ladendiebinnen von Beruf sind
mehr als alle ihre männlichen Mol-
legen, das Festhalten der Polizei und der
Detectives, sowohl was ihre unheimliche
Geschicklichkeit in der Ausübung ihrer
Profession, als auch, was ihr so schwer-
nahbares Verhalten nach einer Ent-
scheidung anbelangt. Einige der ge-
wandtesten Ladendiebinnen liegen nicht
ausschließlich diesem Beruf ob, son-
dern führen gleichzeitig zwei ganz ver-
schiedene Existenzen. Erst kürzlich
wurde ein derartiger Fall in der Presse
berichtet, in welchem die Betreffende
sich in ihrer anfänglichen Existenzform
mit einem sehr ehrenwerthen Bürger
verheiratete, und ihr Gatte lange Zeit
hindurch keine Ahnung von dem wahr-
en Charakter seiner Ehegattin hatte.

Sie sind schon in New York,
Woodlron und Cincinnati verurtheilt
worden. Mit ihrem Vergehen hat es
die Natur nichts weniger, als gut ge-
meint.

Eine Geschäftstheilerin der er-
wähnten Sophie war eine Zeit lang
Kate Leahy. In zarterer Zeit hat sie
auf eigene Hand so ziemlich alle eu-
ropäischen Länder „abgearbeitet“, und
unlängst ist sie nach ihrem geliebten
Amerika zurückgekehrt, um einfindlich
von ihrem Gelde zu leben. Wohl nicht
mit Unrecht aber erwartet die ameri-
kanische Polizei, daß ihre Karte bald ge-
nug wieder Arbeit geben werde.

Eine Geschäftstheilerin der er-
wähnten Sophie war eine Zeit lang
Kate Leahy. In zarterer Zeit hat sie
auf eigene Hand so ziemlich alle eu-
ropäischen Länder „abgearbeitet“, und
unlängst ist sie nach ihrem geliebten
Amerika zurückgekehrt, um einfindlich
von ihrem Gelde zu leben. Wohl nicht
mit Unrecht aber erwartet die ameri-
kanische Polizei, daß ihre Karte bald ge-
nug wieder Arbeit geben werde.



Bertha Heymann.
Meist sind unsere großstädtischen
Palastläden gegenwärtig geradezu wie
Staaten für sich organisiert, mit einer
vollkommenen männlichen und weib-
lichen Wehrkraft gegen Ladendiebin-
nen, und es werden bedeutende Sum-
men an dieses System verwendet. Um
so bemerkenswerther ist es, wie trotz
allem der Weizen der Ladendiebin-
nen noch immer blüht, und viele Ge-
schäfte alljährlich sehr große Verluste
von ihnen erleiden.

Die Unschuld vom Lande.
Vollendet: „Dieser Brief ist zu schwer,
mein Fräulein, Sie müssen noch einen
Zwei-Cent-Stamp darauf kleben.“
Fräulein: „Wird er dadurch nicht noch
schwerer werden?“

Das Meer denn nun n' ganz brat-
schen Deuster, de alle Sinnerl Knarr.
Mir, als bumm' Tiig un Knepf Knarr.
be in'n Kopp, un denn be mal eenen
lo recht gehurt anführt harr, denn
wollt he sid bot lachen. Awer he weer
borium doch hell behest in de Stabt,
de Lid müchen all' geern wat mit em
to bohü henn, un sien Kroog feet
immer pruppenull.

„Na, eenes Morgens, als he grad
mal vor de Döhr steht un in't Decker
steht, föhrt dor so'n Dorfuern döbri.
„Goodn Morgen, Krisschen Smitt!“
„Goodn Morgen, Sinner!“

„Wo wullt du denn henn?“ — „Oh,
id will man bloß mienen Lorf zu
Stoommann Meier föhren, — prerr
Meier! — Wullt ni nich n' litten ruf-
felen?“ — „Ja, gewis, awer wullt
du nich lewer so heffen rinfommen?
Dien Lorf stüt wull so lang, id legg
en n' wullten Decker, dat he sid
nich verkehrt — si so — un tumm
man heraf.“

„Na, denn man to“, seggt Krisschen,
sicht vun't Wagen un geht mit den
offen Sinnerl herin, um binnen n'
litten to nehmen. Und als he dor
nu sit un gemüthlich sien Piep föhrt,
föhrt Sinnerl em: „Du, wach giff
Meier bi enst vor den Lorf?“

„12 Mari.“ — „Selt he bi em all'
bestelt?“ — „Ne, noch nich, awer föhrt
is grad de Doo, wo he den Lorf vun't
nanzu Jahr bestelt.“ — „Sinn“, seggt
Sinnerl un geht n' poor Mal de
Stub up un dacht mit n' ganz crast-
haft Gesicht un denkt daran, dat he
sich all'ten Meier n' lütte Schind in
lutter Decker lortig beholt hett un
dat Krisschen wahrheitlich mit disse
Dahler beholt wull, „hm, dat is ne
bunne Geschicht.“ — „Dat is n'
bunne Geschicht?“ — „Nur natürlig
Krisschen.“ — „Oh, nix, id meen man!
Id vertell dat ja doch nich g'rief wasser!“

„Krisschen! Krisschen! id dat
of ganz gewis?“ — „Ja, dorop
sinnst du bi fecker beraten — tumm
man mit tan un scheid bi eenen in —
so, prokt!“ — „Na, Krisschen, seggt
bunne de alle Sinnerl, „woll du dat
biert, woll id bi dat mal vertellen, du
mücht amer lo un jo dorüber stöwen.“

Dorbi sett he sid fast bi em
dacht un seggt ganz lies, mit so'n eh-
lich Gesicht, als he mal maken kann:
„Dah man opp, dat Meier bi nich
in Dahler beholt, he hett all'ten
Nocht erst wasser wett makt.“

„Wat?“ föhrt Krisschen ganz verlost
opp. — „Selt, man ganz sacht, dat
uns Rümms föhrt, awer dat is ganz
gewis wahr, wenn he keen Geld mehr
hett, makt he immer gläsern Dahlers.
De selt atral fo ut, als si tüwen
hebt of eben so'n Klang. Wien
kröden Johann hett all'ten eenen von
Meier treagen un mi em süwen
wett.“

„Dat is mi awer n' schöne
Beschönerung“, meent Krisschen, „denn
ward dat wull am besten wesen, id
föhr mit mieren Lorf wasser to Hus
un id so lang, bei he mal anner Geld
hett. Wat meent du, Sinner?“

„Id wull!“ seggt Sinnerl, „dat föll
mi lang nich infallen, id leet mi een-
fach Geld wesen. — Awer wenn he
dat nu nich wull?“ — „Nix wull?
dat mücht he wull, wenn du sien Dahlers
nich henn!“ wullt. Du biest doch n'
Kerl, de sid nich von so'n Stoommann
döwer't Ohr hauen lett! föhrt du man
ruhig henn, du weest nu ja Bescheid.“

„Na, wenn du dat meent, denn
man to; wi wullt uns nu of wull döer-
sehen!“ — „Id dant bi of noch weel-
mals un nu atis — bih' Woll!“

Un mittins föhrt he, mittlerwilt
Sinnerl wasser rin geht un sid vier
Lochen den But föhrt, na Meier un
sinnit den Lorf opp den wöschelsten
Wösch, immerlos döwerd nacru-
weld, woderneis he dat maken kann,
dat he de berichtig Dahlers nich
kriert. Als he den Lorf nu endlich
all' offmeten hett, föhrt he n' Kröpt,
wo he Meier of all'idich döppt.

„Goodn Dag, Smitt!“ Se hebt mi
wull mienen Lorf bröcht!“ — „Ja
hin, Herr Meier, ja wull — i' is
schönen Lorf, Herr Meier — un denn
— wat id man noch seggn wull —
Se meeten ja, Herr Meier, dat hüt
de Dag is, wo Se mi immer be-
stelt.“ — „Na, Smitt, Se schüllt Ehr
Geld of henn!“ — „Wo veel makt
man noch ut?“ — „144 Mari, Herr
Meier.“

„Nichtig, dat stimmt, id
heff dat Geld all' prat seggt, hier,
seggt Meier un stellt em 48 nice,
kleine Dahler opp den Dösch.
„Verdammt noch mal“, denkt
Krisschen, als he de föhrt, „de Sinnerl
hett derraftig recht“, un frägt dorüm:
„Kunnst Se mi nich lewer n' beeten
Gold geben, Herr Meier?“ Id heff
ja so'n langen Weg to maken, un denn
is dat all' sware Silvergeld man heff
lätig in de Tschak to henn!“ — „Me,
Smitt, dat beist mi leed, id heff gar
keen Gold bi de Hand. Awer Se föhrt